

André Krischer

Barbara Stollberg-Rilinger (Hg.)

TYRANNEN

Eine Geschichte von
Caligula bis Putin

C.H. Beck

André Krischer
Barbara Stollberg-Rilinger
(Hrsg.)

TYRANNEN

Eine Geschichte von
Caligula bis Putin

C.H.Beck

Zum Buch

Was haben Verbrecher wie Putin und Assad und Finsterlinge wie beispielsweise Idi Amin oder Erdogan mit klassischen historischen Bösewichtern wie Caligula, Nero, Richard III. oder Ivan dem Schrecklichen gemeinsam? Haben sie überhaupt etwas gemeinsam – außer dem Umstand, dass sie alle als «Tyrannen» oder «Despoten» bezeichnet werden? Die zwanzig hier versammelten präzisen und spannenden Portraits ausgewählter Protagonist:innen – entworfen von renommierten Historiker:innen – zeigen, dass die Antwort auf diese Frage nicht leichtfällt. Denn «Tyrannie» und «Despotie» sind keine neutralen empirischen Begriffe, sondern vielmehr Werturteile, politische Argumente. Als Tyrannen und Despoten bezeichnet man Machthaber, von denen man sich abgrenzen, gegen die man Widerstand organisieren, derer man sich entledigen oder gegen die man Krieg führen will. In diesem Buch geht es daher nicht einfach um die Frage, ob eine Person *wirklich* ein Despot oder Tyrann *war*, sondern vielmehr darum, warum und von wem jemand so wahrgenommen und bezeichnet wurde. Eine Geschichte der Tyrannen ist – wie sich zeigen wird – stets auch eine Geschichte der sich wandelnden Vorstellungen von unrechter Herrschaft, und es ist eine Geschichte der Konflikte um die politische Deutungshoheit über diese Frage.

Über Herausgeberin und Herausgeber

André Krischer lehrt als Professor für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau.

Barbara Stollberg-Rilinger ist Rektorin des Wissenschaftskollegs zu Berlin und war bis 2021 Professorin für Geschichte der Frühen Neuzeit an der Universität Münster.

Inhalt

Einleitung (*Von Barbara Stollberg-Rilinger und André Krischer*)

Eine kleine Begriffsgeschichte



Kippfiguren



Zur Auswahl der Beiträge



1: Gaius Caesar Germanicus alias Caligula – wie aus einem Kaiser ein wahnsinniger Tyrann wurde (*Von Aloys Winterling*)

Ein idealer Tyrann?



Ursprung und Erfolg des «Tyrannen Caligula»



Der historische Kaiser Gaius



War der Kaiser Gaius ein Tyrann?



2: Nero – kaiserlicher Künstler oder Despot? (*Von Mischa Meier*)

Ein Despot?



Die Ambivalenzen des römischen Prinzipats und die «Augustus-Falle»



Der Muttermord



Nach dem Muttermord – das Coming-out des Künstlers



Der Brand Roms und die Christenverfolgung



Das «Gastmahl des Tigellinus» und die *domus aurea*



Anstelle einer Außenpolitik: Der Empfang des Tiridates in Rom

Die Griechenlandreise

3: Kaiser Heinrich IV. – für seine Gegner ein Tyrann (*Von Gerd Althoff*)

4: Richard III., König von England – ein Tyrann, wie er im Buche steht? (*Von André Krischer*)

Richard III. und die Wirren der englischen Thronfolge

Die Stilisierung eines Tyrannen

Richards Tyrannei – nur ein Mythos?

5: Katharina von Medici, Königin von Frankreich – von der Unmöglichkeit guter Herrschaft in der Zeit der Religionskriege (*Von Mona Garloff*)

6: Ibrahim «der Wahnsinnige» – die osmanische Dynastie am Abgrund (*Von Christine Vogel*)

Brudermord, Prinzengefängnis und Haremsherrschaft:
Stabilisierungsstrategien der osmanischen Dynastie um 1600

Sultan wider Willen

Dynastieerhalt als erste Herrscherpflicht

Machtkämpfe am Sultanshof

Exzesse bis zum bitteren Ende

Ein idealer Despot

7: Ivan IV. «der Schreckliche» und Peter I. «der Große» – zwischen Schreckensherrschaft und aufgeklärter Despotie (*Von Jan Hennings*)

Despotie und frühe Russlandbilder



Ivan IV. «der Schreckliche»



Peter I. «der Große»



Despotie und spätere Herrscherbilder Peters I.



8: Friedrich Wilhelm I., König von Preußen – ein selbsternannter Tyrann (*Von Barbara Stollberg-Rilinger*)

Ein kleiner Nero



Der König als sozialer Außenseiter



Vom Tyrannen zum Volkserzieher



9: Warum Napoleon Bonaparte kein Despot war (*Von Daniel Schönpflug*)

Tyrann, Despot



Diktator



Usurpator



10: Leopold II., König von Belgien – konstitutioneller Monarch und kolonialer Despot (*Von Julia Seibert*)

Leopold II. in der belgisch-kongolesischen Erinnerungskultur



Leopolds imperiale Visionen



Terror und Gewalt im Kongo-Freistaat



11: Francisco Franco und der *franquismo* – Grundlagen, Inszenierungen und Wahrnehmungen (*Von Caroline Rothauge*)

Das franquistische Regime: «faschistisch», «totalitär» oder «autoritär»?



Rehabilitierende Selbst- und Fremdbilder Francos und des Franquismus



Das Nachleben der Franco-Diktatur zwischen Kritik, Kontroversen und Kontinuitäten

12: Mao Zedong und Jiang Qing – Macht, Moral und Geschlechterrollen in der chinesischen Politik (*Von Daniel Leese*)

Gewaltherrschaft als historischer Topos

Debatten über Gewaltherrschaft in der Volksrepublik China

Macht und Moral

13: Augusto Pinochet – der Despot als Modell (*Von Stephan Ruderer*)

Ein Sohn der Freiheit?

Die chilenische Diktatur (1973–1990)

Internationale Aufmerksamkeit für den Despoten Pinochet

Der Despot als Modell?

14: Idi Amin – Kolonialsoldat und Gewaltherrscher (*Von Andreas Eckert*)

Ein unzivilisierter Tyrann?

Eine militärische Karriere

Kurzer Honeymoon und böses Erwachen

Das Ende von Amins Herrschaft

15: Robert Mugabe – ein Freiheitskämpfer als Tyrann? (*Von Christoph Marx*)

Die Farmbesetzungen – ein Wendepunkt?

Siedlerherrschaft und Gewaltkultur

Aktivist in der Unabhängigkeitsbewegung

Der Weg zur Gewaltherrschaft

War Mugabe ein Tyrann?



16: Bashar al-Assad – der Zerstörer des modernen Syrien (*Von Guido Steinberg*)

Der despotische Vater



Der Ersatzerbe



Der junge Präsident (2000–2011)



Der bedrohte Despot



Der gescheiterte Sieger



17: Nordkoreas Führer – von Kim Il Sung bis Kim Jong Un (*Von Eric J. Ballbach*)

Die Grundlage: Kim Il Sungs Nordkorea



Die Herrschaftsübergabe an Kim Jong Il



Der «Anstrengende Marsch» und die ökonomische Krise
Nordkoreas unter Kim Jong Il



Nordkoreas Nuklearprogramm unter Kim Jong Il



Kim Jong Uns Machtübernahme



Kim Jong Uns Herrschaft



Fazit



18: Recep Tayyip Erdoğan – neo-osmanische Herrlichkeit (*Von Kader Konuk*)

Aufstieg zum Autokraten



Neo-osmanistische Herrlichkeit



Liberalisierung und neuer Autoritarismus



Kreative Widerstandsformen



Erdoğans Autoritarismus und die kemalistische Tradition



19: Donald Trump – der Milliardär als authentischer Möchtegerndespota (Von Michael Hochgeschwender)

Der Putschversuch vom 6. Januar 2021

Die Krise des politischen Systems der USA

Das System Donald Trump

Authentizität als politischer Stil

20: Wladimir Putin – Unvollendetes Porträt eines Großverbrechers des 21. Jahrhunderts (Von Karl Schlögel)

Von der Macht, der Ohnmacht und der Angst eines Autokraten

Gewalt und Zerstörung des öffentlichen Raums

Diktatur neuen Typs

Mann der vielen Eigenschaften

Der neue Orden

Diktatur des Rechts und Recht der Diktatur

ANHANG

Literatur

Einleitung

1. Gaius Caesar Germanicus alias Caligula – wie aus einem Kaiser ein wahnsinniger Tyrann wurde
2. Nero – kaiserlicher Künstler oder Despot?
3. Kaiser Heinrich IV. – für seine Gegner ein Tyrann
4. Richard III., König von England – ein Tyrann, wie er im Buche steht?
5. Katharina von Medici, Königin von Frankreich – von der Unmöglichkeit guter Herrschaft in der Zeit der Religionskriege

- ~~~~~
- 6. Ibrahim «der Wahnsinnige» – die osmanische Dynastie am Abgrund
 - 7. Ivan IV. «der Schreckliche» und Peter I. «der Große» – zwischen Schreckensherrschaft und aufgeklärter Despotie
 - 8. Friedrich Wilhelm I., König von Preußen – ein selbsterannter Tyrann
 - 9. Warum Napoleon Bonaparte kein Despot war
 - 10. Leopold II., König von Belgien – konstitutioneller Monarch und kolonialer Despot
 - 11. Francisco Franco und der *franquismo* – Grundlagen, Inszenierungen und Wahrnehmungen
 - 12. Mao Zedong und Jiang Qing – Macht, Moral und Geschlechterrollen in der chinesischen Politik
 - 13. Augusto Pinochet – der Despot als Modell
 - 14. Idi Amin – Kolonialsoldat und Gewaltherrschner
 - 15. Robert Mugabe – ein Freiheitskämpfer als Tyrann?
 - 16. Bashar al-Assad – der Zerstörer des modernen Syrien
 - 17. Nordkoreas Führer – von Kim Il Sung bis Kim Jong Un
 - 18. Recep Tayyip Erdoğan – neo-osmanische Herrlichkeit
 - 19. Donald Trump – der Milliardär als authentischer Möchtegerndespot
 - 20. Wladimir Putin – Unvollendetes Porträt eines Großverbrechers des 21. Jahrhunderts

Die Autorinnen und Autoren

Bildnachweis

*Das vorliegende Buch wurde mit freundlicher Unterstützung des
Exzellenzclusters 2060 «Religion und Politik», Münster, gedruckt.*

Einleitung

*Von Barbara Stollberg-Rilinger und
André Krischer*

Zur Verarbeitung des Schocks, in die der russische Präsident die westliche Welt mit seinem kriegerischen Überfall auf die Ukraine am 24. Februar 2022 versetzt hat, gehört es auch, Wladimir Putin als einen «Tyrannen» zu bezeichnen. Angesichts seiner Skrupellosigkeit, die Ukraine mit Tod und Verwüstung zu überziehen, erscheint der Begriff vielen Beobachtern genau passend. Wer das Gemeinwohl zerstöre, Kritiker vernichte, Hass, Zwietracht und Misstrauen säe, sei ein Tyrann im Sinne von Aristoteles, hieß es etwa in der Zeitschrift *The Spectator* (Jones 2022). Zumal in Deutschland verdrängt der Tyrannen-Begriff den «Putin-Kitsch» (Karl Schlögel), mit dem der Präsident der Russischen Föderation als «strategischer Partner» oder als «lupenreiner Demokrat» tituliert wurde.

Die Figur des Tyrannen hat aber schon länger Konjunktur. «Ohne Rückhalt aus dem politischen Establishment war er an die Spitze gekommen. [...] Niemand wusste, was er als Nächstes sagen würde. In welche Richtung seine Ausfälle gehen könnten. Aber genau das brachte ihm Sympathien beim Volk ein. Machte ihn stark. Zu seinem Programm erklärte er, die alten Strukturen aufzubrechen und vom machtkorrupten Establishment zu säubern.» So hieß es im Februar 2016 im Feuilleton der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* kurz nach der

Wahl des amerikanischen Präsidenten (Strauß 2016). Der Artikel handelte von dem römischen Kaiser Caligula, aber es war kaum misszuverstehen, wer da eigentlich gemeint war. Bundeskanzlerin Angela Merkel soll 2019 zu dem Buch *Der Tyrann* des Literaturwissenschaftlers Stephen Greenblatt gegriffen haben, um sich mit dem Regierungsstil ihres amerikanischen Amtskollegen auseinanderzusetzen. In Greenblatts Buch geht es darum, anhand von Shakespeares Schurken Richard III. besser zu verstehen, «wie es kommt, dass eine große Nation in die Hände eines Tyrannen fällt» (Greenblatt 2018). Auch der Historiker Timothy Snyder, der mit Büchern über die Verbrechen Hitlers und Stalins bekannt geworden ist, hat die Wahl Trumps 2016 zum Anlass genommen, «Über Tyrannei» zu schreiben und zum Widerstand dagegen aufzurufen (Snyder 2017).

Das sind drei Beispiele von vielen. Es liegt auf der Hand, warum historische Tyrannen gegenwärtig in der Öffentlichkeit so präsent sind. Wenn nicht nur Putin alle Masken fallen lässt, sondern auch der Präsident des Landes, das sich als Geburtsort, Vorbild und Führungsmacht der modernen westlichen Demokratien versteht, mit klassischen Horrorgestalten der Geschichte wie Caligula oder Richard III. auf eine Stufe gestellt wird, dann zeugt das von tiefer Verunsicherung. Denn wir neigen ja dazu, Tyrannei – und ihren Zwilling, die Despotie – als das ganz andere, das Fremde, «Unzivilisierte» und «Barbarische» von uns fernzuhalten und in vergangenen Epochen oder fremden Weltgegenden zu lokalisieren. Nun ist mit einem Mal das Barbarische mitten im Kernland der modernen Demokratie angekommen und bedroht das schmeichelhafte Bild, das wir von uns selbst und vom historischen Fortschritt hatten. Der bis Januar 2021 amtierende amerikanische Präsident reiht sich ein in die stetig wachsende Zahl der Autokraten, die der Illusion vom unaufhaltsamen Siegeszug der Demokratie und

Rechtsstaatlichkeit auf der Welt ein Ende machen: Lukaschenko oder Duterte, Maduro oder Bolsonaro, Orbán oder Erdoğan.

Doch die Frage ist: Was haben diese beunruhigenden Machthaber von heute tatsächlich mit klassischen historischen Bösewichtern wie Caligula, Nero, Richard III. oder Ivan dem Schrecklichen gemeinsam? Haben sie überhaupt etwas gemeinsam – außer dem Umstand, dass sie alle als Tyrannen oder Despoten bezeichnet werden? Die Antwort ist nicht einfach. Denn «Tyrannei» und «Despotie» sind ja keine neutralen empirischen Begriffe, es sind Werturteile, politische Argumente. Als Tyrannen und Despoten bezeichnet man Machthaber, von denen man sich abgrenzen, gegen die man Widerstand organisieren, derer man sich entledigen oder gegen die man Krieg führen will. In diesem Buch kann es daher nicht einfach um die Frage gehen, ob eine Person – Mann oder Frau – *wirklich* ein Despot oder Tyrann *war*, sondern vielmehr darum, warum und von wem sie so wahrgenommen und bezeichnet wurde. Die Frage ist also eine doppelte. Zum einen: Was qualifizierte Machthaber über die Jahrhunderte hinweg zu Tyrannen oder Despoten? Gegen welche Regeln und Normen legitimer Herrschaft verstießen sie? Und zum anderen: In wessen Augen machte sie das zu Tyrannen – und in wessen Augen womöglich zum Helden? Mit anderen Worten: Wer wann, warum und von wem als Tyrann bezeichnet wird, ist immer auch eine Frage der Zeitumstände und sagt etwas über diese Umstände selbst aus. Eine Geschichte der Tyrannen ist zugleich eine Geschichte der sich wandelnden Vorstellungen von unrechter Herrschaft, und es ist eine Geschichte der Konflikte um die politische Deutungshoheit über diese Frage. Das heißt allerdings nicht, dass es keinen über die Zeit hinweg stabilen Minimalkonsens darüber gäbe, was Tyrannei war und ist.

Eine kleine Begriffsgeschichte

Historische Traditionen beeinflussen die Art und Weise, wie wir unsere Gegenwart wahrnehmen. Aber das gilt auch umgekehrt: Unsere in der Gegenwart gemachten Erfahrungen wirken auf unsere Sicht der Vergangenheit zurück. Wenn wir Donald Trump als «neuen Caligula» bezeichnen, dann beeinflusst das Bild dieses römischen Kaisers unser Bild des Präsidenten – und umgekehrt. Solche Spiegelungen und Wechselwirkungen sind es, die wir in diesem Band sichtbar machen wollen.

Die Begriffe «Tyrann» und «Despot» sind wie Zeitkapseln: Sie transportieren sehr alte historische Erfahrungen und Werturteile in die heutige Zeit und verbinden unsere politische Gegenwart mit der von vor über 2000 Jahren. Die Jahrtausende sind selbstverständlich nicht spurlos an den Begriffen vorübergegangen. Mit dem historischen Wandel verändern sich auch die normativen Maßstäbe, und mit den Maßstäben die Bedeutungen der Begriffe – meistens schleichend, manchmal abrupt. Aber in den Begriffen bleiben zugleich historische Spuren ihrer früheren Verwendungsweisen enthalten.

«Tyrannos» (τύραννος) und «despotes» (δεσπότες) sind Begriffe der griechischen Antike (Mandt 1990). Folgt man Aristoteles, einer der größten und wirkmächtigsten Autoritäten der europäischen Geistesgeschichte, so ist der Tyrann ein Machthaber, der nach Willkür statt nach den Gesetzen herrscht. Es gibt ihn sowohl in der Monarchie als auch in der Demokratie. Hier ist es der Monarch, der seine Willkür über das Gesetz stellt, dort der Demagoge, der die Menge manipuliert und mithilfe von Volksbeschlüssen die gesetzmäßige Ordnung unterhöhlt (Aristoteles Pol. IV, 4). In beiden Fällen ist die Tyrannis eine pervertierte, widernatürliche Form der Herrschaft (Pol. III, 14–18). Zwar gab es in der griechischen

Frühzeit auch eine Sonderform der Tyrannis, die Aisymnetie – eine Art absoluter Schiedsrichterstellung, wie sie im 6. Jahrhundert v. Chr. Solon in Athen innehatte –, die ähnlich wie die Diktatur bei den Römern eine auf Zeit verliehene unumschränkte Herrschaft zur Überwindung einer Krise darstellte. Doch sie gehörte schon zu Aristoteles' Zeiten der Vergangenheit an und wurde für die Geschichte des Begriffs kaum relevant.

Im Gegensatz zum Begriff der Tyrannis, der der Sphäre des Politischen angehört und dessen Pervertierung bezeichnet, bezieht sich der Begriff des *despotes* auf die Sphäre des Hauses (*oikos*). Der Despot ist der Herr über die Sklaven. Die Unterscheidung beider Sphären – des Haushalts und des politischen Gemeinwesens (*koiné politiké*) – ist für Aristoteles zentral: Das Haus ist die Sphäre der wirtschaftlichen Notwendigkeit, das Gemeinwesen die Sphäre der Freiheit (Pol. I, 1–7). Wer nun als König über die Bürger herrscht wie ein Hausherr über seine Sklaven, ist ein Tyrann. Nach Aristoteles lassen sich nur Barbaren – also Nicht-Griechen – eine solche Tyrannei freiwillig gefallen, mehr noch: Sie bedürfen ihrer sogar, weil sie wie Sklaven von Natur aus zur Freiheit nicht fähig sind. Despotische Herrschaft jenseits des Hauses ist daher etwas Barbarisches, und umgekehrt sind barbarische Völker dadurch gekennzeichnet, dass sie despotisch beherrscht werden und auch beherrscht werden müssen. Diese Identifikation der Freiheit mit dem eigenen Volk und der Despotie mit den barbarischen Anderen prägte die Begriffsgeschichte nachhaltig (Koebner 1951; Mandt 1990; Osterhammel 1998; Sonderegger 2008; Panou/Schadee 2018).

Aristoteles' *Politik* wurde im frühen Mittelalter zunächst im arabischen Raum überliefert und weiterentwickelt, bis sie im christlichen Europa zu Beginn des 13. Jahrhunderts wiederentdeckt und ins Lateinische übersetzt wurde. An den mittelalterlichen Universitäten war Aristoteles *die* Autorität, *der* Philosoph schlechthin. Die Scholastiker interpretierten seine politische

Philosophie im Licht der christlichen Herrscherethik, wie sie die spätantiken Kirchenväter entwickelt hatten. In der Frage, was einen Tyrannen kennzeichnet, weist die alteuropäische Tradition von Aristoteles über Augustinus bis weit in die Neuzeit hinein eine erstaunliche Kontinuität auf. Der Tyrann ist in allem das Gegenbild des gerechten und weisen Monarchen, wie er in der Gattung der ‹Fürstenspiegel› den Herrschern vor Augen gehalten wurde. Der gute Herrscher folgt nicht seinen Affekten und seiner Willkür, sondern dem Recht und hört auf seine Ratgeber. Er übt die Herrschaft nicht zu seinem eigenen Vorteil, sondern zum Vorteil des Landes aus und respektiert Leben und Gut seiner Untertanen. Er ist fromm, friedliebend, gerecht, milde und barmherzig. Der Tyrann hingegen ist habgierig, wollüstig und grausam. Seine Herrschaft gründet sich auf Furcht und Gewalt statt auf Vertrauen, guten Rat und Konsens. Er behandelt Land und Leute wie sein Eigentum und verschont selbst die Großen nicht. Er folgt seinen wechselnden Affekten und ist unberechenbar auch für seine engste Umgebung, ja selbst seine eigene Familie. Seine Leidenschaften machen ihn zum Spielball seiner Mätressen. Niemand kann ihm trauen, weshalb er keine guten Ratgeber, sondern nur Schmeichler um sich hat. Seine Feinde sind zahlreich, sein Leben ist jederzeit in Gefahr. Deshalb kennzeichnet es den Tyrannen auch, dass er seinerseits von Misstrauen und Verschwörungsangst umgetrieben wird.

Dieses Bild des ungerechten Herrschers war keineswegs auf das christliche Europa beschränkt; es handelt sich vielmehr um ein weit verbreitetes Muster vormoderner Herrscherethik. Ganz ähnliche Lasterkataloge gab es etwa im islamischen Raum oder im alten China, wie die Beiträge von Christine Vogel und Daniel Leese in diesem Band zeigen. Die Maßstäbe guter und schlechter Herrschaft waren über Epochen und Weltregionen hinweg erstaunlich stabil. Sie hatten gemeinsam, dass sie sich vor allem auf den Charakter des individuellen Herrschers bezogen, denn der Normalfall der

Herrschaft war die (meist erbliche) Monarchie. Die Fürstenspiegel stammten in der Regel aus dem Kreis der jeweiligen Herrschaftseliten, die sich durch den schlechten Herrscher in ihren angestammten Mitwirkungsansprüchen bedroht sahen. Das Problem war allerdings, dass die Urteile darüber, wer ein guter und wer ein schlechter Herrscher sei, weit auseinandergehen konnten. Ob es sich im Einzelfall um willkürliche Grausamkeit oder gerechte Strafjustiz handelte, um Verschwendung oder Großzügigkeit, krankhaftes Misstrauen oder berechtigte Vorsicht, Geiz oder Sparsamkeit, das war nicht selten eine Sache der Perspektive. Die moralische Frage, wer ein Tyrann sei, ist tatsächlich schwer zu trennen von der politischen Frage, wer die Macht hat, darüber zu urteilen und diesem Urteil Geltung zu verschaffen.

Dieses Problem hat Thomas Hobbes, der radikalste Kritiker der alteuropäischen aristotelisch-scholastischen Tradition, in aller Klarheit auf den Punkt gebracht. Für Hobbes ging es um die existenzielle Alternative Ordnung oder Chaos, nicht um die Frage nach besserer oder schlechterer politischer Ordnung. Für ihn beruht jede Souveränität auf bedingungsloser Unterwerfung, und jeder Souverän ist im Besitz unumschränkter Macht. Der Souverän definiert, was Recht und Unrecht ist, und kann daher per definitionem gar kein Unrecht tun. Despotie oder Tyrannis sind folglich keine entarteten Regierungsformen, sondern nur andere Namen für eine Monarchie, die einem nicht gefällt (Leviathan II, 18 ff.). Den Unterschied zwischen einem Monarchen und einem Tyrannen erklärte Hobbes damit zu einer Frage der Perspektive. Diese radikale Position erklärt sich aus dem Chaos der konfessionellen Bürgerkriege im Europa des 16. und 17. Jahrhunderts. Die Wortführer der jeweiligen Rebellen – ob Protestanten oder Katholiken – lehrten, dass das Volk ein Recht zum gewaltsamen Widerstand habe, wenn ein Monarch sich in einen Tyrannen verwandelt, indem er sich die Herrschaft über die Seelen

und Gewissen der Untertanen anmaßt. Denn, so lehrten sie, jede legitime Herrschaft beruht auf einem wechselseitigen Vertrag zwischen Monarch und Volk, und der Monarch, der gegen diesen Vertrag verstößt, wird zum Tyrannen. Diese Lehre spiegelte die tiefgreifende politische Destabilisierung in vielen Ländern Europas, die oft erst nach blutigsten Exzessen zu einem Ende kam, indem der Minderheit vertraglich konfessionelle Freiheiten zugestanden wurden.

Als der Sonnenkönig Ludwig XIV. in Frankreich nach einer längeren Phase der Toleranz wieder die Verfolgung der Protestanten auf die Agenda setzte, führte das zu einer neuen Konjunktur der Herrschaftskritik. Im Französischen wurde der Begriff *despotisme* im 18. Jahrhundert zu einem Schlagwort und zu einem Kristallisierungskern aufklärerischer Debatten in ganz Europa. Die größte Wirkung entfaltete die Staatsformenlehre des Barons de Montesquieu, Gerichtspräsident und Mitglied des gelehrten Beamtenadels, dessen Werk *De l'Esprit des lois* schon zu seiner Zeit ein Bestseller war und bis heute ein Klassiker der westlichen politischen Tradition geblieben ist. Montesquieu definiert Despotie als die pervertierte Staatsform schlechthin, die auf Furcht, *terreur*, gegründet ist – im Unterschied zur Monarchie, die sich auf das Prinzip der Ehre, und zur Republik, die sich auf das Prinzip der Tugend stützt (*Esprit des lois* III, 1, 8 f.). Der Despot herrscht willkürlich und schrankenlos, ohne sich um Gesetze, Erbfolgeregeln oder Eigentumsrechte zu kümmern. Seine Herrschaft ist allerdings instabil, weil sie nicht auf freiwillige Akzeptanz der Bürger zählen kann. Er hält sich nur durch ständige Gewaltdrohung an der Macht und muss sich dazu auf das Militär stützen, dem er zugleich selbst ausgeliefert ist. Allenfalls die Religion trägt zur Aufrechterhaltung der Despotie bei, indem auch sie das Volk in Furcht und Schrecken hält (*Esprit des lois* V, 13 ff.). Montesquieus Art, die Staatsformen zu unterscheiden, war erstens originell, weil sie nicht mehr bei den

Eigenschaften der Herrscher, sondern bei den Motiven der Herrschaftsunterworfenen ansetzte. Sie war zweitens auch originell, weil sie die Staatsformen systematisch zu allen erdenklichen Umweltbedingungen in Beziehung setzte. Montesquieu fragte sich, wieso die Despotie, die eigentlich der menschlichen Natur zuwiderlaufe, trotzdem so weit verbreitet sei, und kam zu dem Schluss, dass das an bestimmten klimatischen Gegebenheiten liege. Die Despotie war für Montesquieu ein Phänomen der heißen Klimazonen (*Esprit des lois* XVI, 9–12, XVII, 1–8). Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, dass er dabei ein Zerrbild der «orientalischen», vor allem islamisch geprägten Herrschaften Asiens und Afrikas vor Augen hatte, deren wesentliches Merkmal er in der Vielweiberei erblickte. Diese Lehre war von größter Anziehungskraft für die Europäer, die sich damit ihrer eigenen, gleichsam naturgegebenen zivilisatorischen Überlegenheit versicherten (Osterhammel 1998; Sonderegger 2008). Wie Aristoteles die Nicht-Griechen als von Natur zum Despotismus geneigte Barbaren bezeichnet hatte, so beschrieb nun Montesquieu die Bewohner wärmerer Klimazonen als von Natur aus zur Sklaverei veranlagte Völker. Sein Despotismusbegriff, der sich schnell durchsetzte und ungeheuer populär wurde, diente zur Selbsterhöhung der Europäer und lieferte eine willkommene Rechtfertigung der kolonialistischen «Zivilisierungsmission». Die französische *Encyclopédie*, eines der erfolgreichsten Druckerzeugnisse der Aufklärung überhaupt, nannte als exemplarische Despotien die Türkei, das Mogulreich, Japan und Persien, «ja im Grunde ganz Asien», wo die meisten Menschen lebten wie Tiere und nur ihrem Instinkt und ihrer Furcht vor Strafe folgten (*Encyclopédie* IV, 1754, 886–889). Dieses exotisierte Bild eines Despoten und seiner Untertanen rechtfertigte nicht nur die Unterwerfung anderer Völker, sondern prägte auch die Kritik an den absolutistischen Höfen in Europa selbst, die nun als Abziehbilder orientalischer Haremsherrschaft erschienen. Ein Volk, das sich nicht

dem Vorwurf aussetzen will, sklatisch zu sein, muss sich gegen den Despoten erheben, war der implizite Appell.

Der Despotismusbegriff der Aufklärung war allerdings ambivalent. Er konnte durchaus auch ins Positive gewendet werden. Denn, so hieß es, zur Überwindung der jahrhundertealten Missstände und Vorurteile, Traditionen und Privilegien benötige man eben einen unumschränkten Monarchen, einen *despote éclairé*, um die Widerstände der Privilegierten zu brechen und der Herrschaft der Vernunft zum Durchbruch zu verhelfen. Während der Französischen Revolution beanspruchte Robespierre für sich einen «Despotismus der Freiheit gegen die Tyrannei» (Mandt 1990, 678). Auf die gleiche Weise hat anderthalb Jahrhunderte später auch Mao Zedong sich selbst als Despoten (*ba*) bezeichnet und den «Großen Sprung nach vorn» mit der Gründung des chinesischen Kaiserreiches durch den traditionell als Gewaltherrscher verrufenen Kaiser Qin Shihuang auf eine Stufe gestellt (Leese, s.S. 199 f.). Während die einen sich den alten Despotiebegriff selber aneigneten, um gewaltsamen Umsturz von oben zu legitimieren, fanden andere, für die Moderne seien die traditionellen Begriffe gar nicht mehr angemessen, zu fundamental und irreversibel sei der revolutionäre Umbruch.

In der Revolutionsepoke um 1800 veränderten sich die politischen Begriffe grundlegend. Die Ideen des demokratischen Rechtsstaats, der Volkssouveränität, der bürgerlichen Gleichheit und der Menschenrechte breiteten sich aus und veränderten die Maßstäbe, an denen legitime Herrschaft gemessen wurde. Das Modell der parlamentarischen Demokratie löste nach und nach die Monarchie als politischen Normalfall ab – auch wenn die neuen Regimes oft nur dem Namen nach demokratisch und rechtsstaatlich waren. Alexis de Tocqueville, der Kritiker der Französischen Revolution, fand 1835, dass «die alten Wörter Despotismus und Tyrannei nicht mehr passen», weil die Unterdrückung, der die Völker unter demokratischer Herrschaft ausgesetzt seien, sich

grundlegend von allem Früheren unterscheide. Willkürherrschaft unter dem bloßen Schein der Demokratie und «Tyrannie der Mehrheit» eröffneten ganz andere Möglichkeiten der Unterdrückung, als sie die unumschränkten Monarchen des Alten Europa je besessen hätten (vgl. Schönpflug, S. 154 f.). Tatsächlich spielen die Begriffe Despotie und Tyrannis in der Staatsformenlehre des 20. und 21. Jahrhunderts kaum noch eine Rolle. Sie sind abgelöst worden von Begriffen wie Diktatur oder Autokratie, Totalitarismus oder Faschismus, Autoritarismus oder Populismus, die sich nicht auf die individuellen Laster einzelner Machthaber beziehen, sondern auf politische Strukturen. Deshalb sind auch in diesem Band manche Autorinnen und Autoren zurückhaltend, ihre Figuren «Despoten» oder «Tyrannen» zu nennen, sondern sprechen lieber von «Autokraten» oder «Faschisten», oder sie verzichten ganz auf solche Etikettierungen (vgl. s. v. Marx, Rothauge, Schlägel). Dass die totalitären Regimes des 20. Jahrhunderts Katastrophen von ganz anderen Ausmaßen herbeigeführt und Verbrechen von ganz anderer Qualität begangen haben, als sämtliche vormodernen Tyrannen sich vorstellen konnten, ist kaum zu bestreiten. Die Lasterkataloge der alten Fürstenspiegel wirken angesichts solcher Phänomene anachronistisch und sind analytisch nicht sehr hilfreich. Wenn die alten Begriffe heute in der öffentlichen Debatte trotzdem wieder Konjunktur haben, so ist das vielleicht ein Zeichen der allgemeinen Hilflosigkeit, die sich breitgemacht hat, seit die demokratische Fortschrittsgeschichte der Moderne an ihr Ende gekommen ist.

Kippfiguren

Klassische Tyrannen und Despoten tragen meist ein Doppelgesicht. Wer für die einen ein Tyrann, ist für die anderen oft ein Held – ein Reichsgründer, Eroberer oder Freiheitskämpfer. Solche historischen Gestalten polarisierten meist schon ihre Mitwelt und nicht selten die Nachwelt bis heute. Die Personen, die in diesem Band versammelt sind, liefern dafür zahlreiche Beispiele. Einige galten für die zeitgenössischen Eliten als Tyrannen und wurden später von den Historikern zu Nationalhelden, Staatsbaumeistern oder Volkserziehern geadelt, so etwa Kaiser Heinrich IV. oder Friedrich Wilhelm I. von Preußen. In anderen Fällen war es erst die nachfolgende Generation, die das Bild eines Tyrannen prägte, wie im Falle von Gaius Caesar Germanicus, der erst später zu Caligula, dem Inbegriff des wahnsinnigen Herrschers stilisiert wurde, als der er bis heute gilt. Umstritten waren die hier versammelten Gestalten fast alle. Das liegt meist daran, dass ihre Herrschaft in Zeiten tiefer Krisen und Konflikte fiel, die sie selbst verschärften, so dass das Urteil über sie ebenso gespalten war wie die Gesellschaft als Ganze – so war es bei Richard III. in den englischen Rosenkriegen oder Katharina von Medici im französischen Bürgerkrieg, und so ist es bei Donald Trump im «*culture war*» der USA von heute. Ähnliches gilt auch für postkoloniale Machthaber wie Robert Mugabe oder Idi Amin, die zumindest eine Zeitlang als Freiheitskämpfer gegen die Kolonialherrschaft durchgingen, bis unübersehbar wurde, dass sie ihr eigenes Land in den Ruin trieben. Es gilt aber auch für einen kolonialistischen Gewaltherrscher wie Leopold II. von Belgien, der den Kongo wie eine private Sklavenplantage ausbeutete, während er zu Hause als konstitutioneller Monarch und Sozialreformer gefeiert wurde. Derzeit erlebt der Tyrannenbegriff auch deshalb eine beispiellose Konjunktur, weil er «von unten» gegen Politikerinnen und Politiker mobilisiert wird, die demokratisch beschlossene, aber unpopuläre Maßnahmen durchsetzen.

Machthaber in Umbruchszeiten sind zwangsläufig dann ambivalente Figuren, wenn sie selbst zu den historischen Veränderungen maßgeblich beigetragen haben, die einen tiefgreifenden Wandel der gesellschaftlichen Normen und Werte zur Folge hatten. Sie sind wie Kippfiguren: Misst man sie an den alten Maßstäben, gegen die sie verstossen haben, dann erscheinen sie als Tyrannen. Misst man sie dagegen an den neuen Maßstäben, die sie selbst durchgesetzt und zur neuen Norm erhoben haben, dann erscheinen sie als visionäre Wegbereiter der neuen Zeit, und man verzeiht ihnen die dabei begangenen Grausamkeiten. Zar Peter «der Große», Napoleon Bonaparte oder Mao Zedong sind solche Fälle. Wer in die Kategorien Gesetzgeber, Reichsgründer oder Revolutionsführer fällt und die spätere Entwicklung auf seiner Seite hat, dem wird nachträglich gern verziehen und «historische Größe» bescheinigt. Wenige Historiker widersetzen sich diesem Sog der Nachrationalisierung und der normativen Kraft des Faktischen – so wie Jacob Burckhardt, der das Phänomen in seinen *Weltgeschichtlichen Betrachtungen* auf den Punkt gebracht hat: «Wer also einer Gesamtheit Größe, Macht, Glanz verschafft, dem wird das Verbrechen nachgesehen.» Es gilt nur, «das gewaltsam Gewonnene so lange zu behaupten, bis alle Welt daran als an ein Recht gewohnt ist. Auf den Erfolg kommt hier Alles an» (Burckhardt 1956, 176). Dass Bashar al-Assad und Kim Jong Un zukünftig einmal in diese Kategorie fallen werden, ist unwahrscheinlich. Im Falle von Donald Trump erscheint es derzeit zumindest zweifelhaft – so steht jedenfalls zu hoffen. Wenn Wladimir Putin als «großer Mann» in die Geschichte einginge, so bedeutete das den Bankrott aller universellen Werte seit der Aufklärung.

Zur Auswahl der Beiträge

Bei der Auswahl der Personen für diesen Band hatten wir die Qual der Wahl. Es gibt Fernsehserien, frivole Quartettspiele und Rankings, die die «Top-Tyrranen der Weltgeschichte» aufzählen. Damit wollen wir nicht konkurrieren. Tyrannie lässt sich nicht quantifizieren, Despotismus nicht messen. Über jede Wahl und jede Auslassung lässt sich streiten. Auch ist bei weitem nicht jeder grausame Gewaltherrscher in die Weltgeschichte eingegangen und im kollektiven Gedächtnis heute noch präsent. Man hätte auch Herodes I. statt Nero, Dschingis Khan statt Sultan Ibrahim, Wilhelm II. statt Friedrich Wilhelm I., Pol Pot statt Mao Zedong, Mussolini statt Franco, Videla statt Pinochet, Mobutu statt Mugabe auswählen können. Und mancher wird die aktuellen Despoten vermissen: von Maduro in Venezuela über Bolsonaro in Brasilien und Duterte auf den Philippinen bis zu Xi Jinping in China oder Lukaschenko in Belarus. Auf sie mussten wir aus Platzgründen leider verzichten. Hitler und Stalin dagegen haben wir bewusst ausgelassen. Diese Entscheidung haben wir uns nicht leicht gemacht. Beide galten und gelten als Tyrannen par excellence. Dennoch wollten wir sie mit den anderen hier behandelten Tyrannen-Figuren nicht in einem Atemzug nennen; ihre Verbrechen erschienen uns mit denen der anderen inkommensurabel.

Und was ist mit den Frauen? Gab es in der Weltgeschichte nicht auch Tyranninnen und Despoten-Paare? Wenn in diesem Buch nur zwei Frauen vorkommen – Katharina von Medici und Jiang Qing, die Gattin Maos, nicht aber Maria die Katholische oder Margaret Thatcher, Elena Ceaușescu oder Imelda Marcos –, dann hat das seinen Grund. Es gab in der Geschichte einfach sehr viel weniger selbstständige Herrscherinnen als Herrscher, so dass die Frauen weniger Gelegenheit zum Despotismus hatten. Das heißt aber nicht, dass das Thema nicht eine geschlechtergeschichtliche Dimension hätte, ganz im Gegenteil. Zum einen wurde in der alteuropäischen Tradition das «Weiberregiment» per se als monströses

«Staatsgebrechen» und daher als tyrannisch betrachtet. Frauen in Machtpositionen sind bis heute wesentlich mehr obszönen Schmähungen ausgesetzt als Männer. Zum anderen wurde politische Normverletzung traditionell mit sexueller Normverletzung in Verbindung gebracht – sowohl bei Herrscherinnen wie bei Herrschern. Es kennzeichnet das Stereotyp des männlichen Despoten, dass er sich sexueller Ausschweifung hingibt und den Einflüsterungen seiner Favoritinnen ausgeliefert ist. Die Beiträge von Mona Garloff, Christine Vogel und Daniel Leese liefern dafür reichlich Anschauungsmaterial.

Karikaturisten versammeln all diese historischen Figuren gern an einem gemeinsamen Ort im Jenseits – der Hölle (vgl. Abb. 23 im Beitrag Ruderer). Hier geschieht etwas Ähnliches zwischen zwei Buchdeckeln. Doch liest man die einzelnen Fallstudien nacheinander, dann sollte zweierlei deutlich werden. Zum einen, dass die Strukturen und Normen sich verändert haben und mit ihnen auch die Maßstäbe, anhand derer man legitime von illegitimer Herrschaft unterscheidet. Zum anderen zeigen die Beiträge aber auch, dass das Tyrannen-Etikett nicht eine Sache beliebiger Zuschreibung ist. Es lässt sich durchaus über die Epochen hinweg ein gewisser Kern dessen identifizieren, was als Tyrannei gilt. Und es zeigt sich schließlich auch, dass manche historischen Topoi über die Jahrhunderte fortwirken und dazu dienen, die Gegenwart mit Sinn zu versehen. Allerdings nicht nur in kritischer, sondern auch in affirmativer Absicht: Putin bezieht sich rhetorisch auf Zar Peter I., Erdogan imitiert einen osmanischen Sultan, Mao berief sich auf den ersten chinesischen Kaiser. Friedrich Wilhelm I. erschien seinen Zeitgenossen als kleiner Nero, und Donald Trump erscheint als neuer Caligula. Jeder Leser, jede Leserin kann sich fragen, was die verschiedenen Figuren in diesem Buch vielleicht doch gemeinsam haben – außer dem Umstand, dass man sie als Tyrannen oder Despoten bezeichnet hat. Auch wenn in diesem Buch sehr

verschiedene Geschichten von sehr unterschiedlichen Tyrannen versammelt sind, so lässt sich doch eine verflochtene Geschichte der Tyrannei erzählen, die die Jahrhunderte miteinander verbindet. Was wir im Frühjahr 2022 in der Ukraine erlebt haben, zeigt auf bedrückende Weise, dass diese Geschichte nicht zu Ende ist.

1

Gaius Caesar Germanicus alias Caligula – wie aus einem Kaiser ein wahnsinniger Tyrann wurde

Von Aloys Winterling

Ein idealer Tyrann?

Ein Zerstörer der traditionsreichen republikanischen Ordnung Roms, der sein Pferd zum Konsul machen wollte, ein grausamer Autokrat, der unliebsame Senatoren skrupellos ermorden ließ, ein ungeheuerer Verschwender, der durch megalomane Bauprojekte hervortrat, eine unberechenbare, sprunghafte Figur, die die Aristokratie Roms willkürlich demütigte und entehrte, ein Lustmolch, der anderen Männern die Frauen wegnahm und sogar inzestuöse Beziehungen zu seinen drei Schwestern unterhielt, ein despotischer Herrscher, der die Proskynese, die fußfällige Verehrung, einforderte und sich schließlich selbst für einen Gott hielt, ein Wahnsinniger und Geisteskranker, der in exzentrischen Kostümen auftrat, der das Zentrum des Reiches von Rom nach Alexandria verlegen wollte und der zu Recht nach nur drei Jahren und zehn Monaten seiner Herrschaft (März 37 bis Januar 41 n. Chr.) ermordet wurde – so wird der römische Kaiser Gaius Caesar Germanicus, bekannt unter dem Namen Caligula, in den einschlägigen antiken Quellen